

INHALT

Vorwort 11

1. Wie Armut aussieht 17
2. Warum wir nicht vorankommen 33
3. Wie wir die Arbeitnehmer sabotieren 51
4. Wie wir die Armen schröpfen 75
5. Wie wir von Sozialhilfe abhängig wurden 93
6. Wie wir uns Möglichkeiten kaufen 116
7. Wie wir die Armut abschaffen können 132
8. Wie wir die Armen stärken 152
9. Wie wir die Mauern einreißen 174

Nachwort 197

Dank 205

Anmerkungen 209

VORWORT

Warum gibt es in den Vereinigten Staaten so viel Armut? Um mir diese Frage zu beantworten, habe ich dieses Buch geschrieben. Ich forsche und schreibe seit vielen Jahren über Armut, habe in armen Stadtteilen gelebt, viel Zeit mit Menschen verbracht, die in Armut leben, Statistiken und staatliche Berichte studiert, mit Aktivisten und Gewerkschaftern gesprochen, an der Entwicklung von Programmen mitgewirkt, mich in die Geschichte des Sozialstaats, der Stadtplanung und des Rassismus in den Vereinigten Staaten eingearbeitet und an zwei Universitäten Seminare über soziale Ungleichheit gehalten. Aber bei alledem habe ich mir immer gewünscht, dass es so etwas wie eine grundlegende Theorie gäbe, die erklärt, warum es in diesem reichen Land so viel Armut gibt.

Die Armut beschäftigte mich schon als Kind. Wir lebten ein paar Kilometer außerhalb der Kleinstadt Winslow in Arizona, an der Route 66, in einem Holzhaus. Der Herd in unserer Küche wurde mit Holz befeuert, und im steinigen Boden um das Haus herum wuchsen dornige Sträucher und Ölweiden. Wir waren hierhergezogen, weil mein Vater eine Stelle als Pastor der First Christian Church bekommen hatte. Sein spärliches Gehalt kam aus dem Klingelbeutel, und mein Vater zürnte des Öfteren, dass die Bahnarbeiter im Ort mehr verdienten als er.

Er konnte Altgriechisch lesen, aber sie hatten eine Gewerkschaft.

Wir lernten, Dinge zu reparieren oder ohne sie auszukommen. Als ich mit meinem neuen Luftgewehr eine Fensterscheibe zerschoss, blieb sie kaputt. Aber zusammen mit einem Kumpel baute ich in mein erstes Auto einen Motor ein, den ich auf dem Schrottplatz gefunden hatte. Als mein Vater seine Stelle verlor, nahm uns die Bank das Haus weg, doch wir lernten, auch ohne das Haus auszukommen. Ich gab meinem Vater die Schuld, aber ich fragte mich auch, ob das die Lösung war, die unser Land einer Familie zu bieten hatte, die in Not geriet.

Ich studierte an der Arizona State University und bewarb mich um jedes Stipendium, von dem ich hörte. Und ich arbeitete: als Kellner in einem Café oder als Telefonverkäufer, was es eben so gab. Über den Sommer arbeitete ich bei der Feuerwehr und bekämpfte Waldbrände in der Nähe meines Heimatortes. Während des Semesters verbrachte ich immer mehr Zeit mit den Obdachlosen rund um den Campus - nicht in der Essensausgabe oder der Kleiderkammer, sondern ich unterhielt mich mit ihnen. Das half mir, auf meine jugendliche Art zu verarbeiten, was ich um mich herum sah: Geld. Viel Geld. In Winslow hatten einige Familien mehr gehabt als andere, aber nicht so. Meine Kommilitonen fuhren BMWs und Mustang Cabrios. Während meines Studiums hatte ich lange Zeit gar kein Auto, und als ich mir schließlich eines zulegte, war es ein alter Ford Pick-up - der mit dem Motor vom Schrottplatz und mit einem Boden, der derart rostzerfressen war, dass ich beim Fahren sehen konnte, wie die Straße unter mir durchrauschte. Während meine Kommilitonen Sushi essen gingen, hortete ich in meinem Wohnzimmer Sar-

dinen und Cracker. Die Stadtverwaltung von Tempe, wo sich der Campus der Arizona State University befindet, hat Hunderte Millionen Dollar ausgegeben, um mitten in der Wüste einen drei Kilometer langen künstlichen See anzulegen, eine riesige Pfütze, die pro Jahr zwei Drittel ihres Wassers durch Verdunstung verliert. Ein paar Hundert Meter weiter saßen die Bettler auf der Straße. Wie konnte es sein, dass es inmitten dieses Reichtums und dieser Verschwendung derart krasse Not gab?

Diese Frage trug ich auch in mein Studium, und ich belegte Seminare, von denen ich hoffte, dass sie mir helfen würden, mein Land und seine unverständliche und unverschämte Ungleichheit zu verstehen. Sie trieb mich auch während meiner Promotion an der University of Wisconsin um, wo ich mich mit der Immobilienkrise auseinandersetzte. Um dem Problem so nahe zu kommen wie möglich, zog ich nach Milwaukee und lebte auf einem Campingplatz und in einer Obdachlosenunterkunft. Ich schloss Freundschaft mit Familien, deren Haus zwangsversteigert worden war, und begleitete sie über Jahre hinweg – ich schlief bei ihnen auf dem Fußboden, sah ihre Kinder groß werden, lachte und diskutierte mit ihnen, und einige davon begleitete ich später auf den Friedhof.

In Milwaukee lernte ich alte Damen kennen, die in ungeheizten Wohnwägen lebten. Den Winter über mummelten sie sich in dicke Decken ein und beteten, dass der Heizstrahler nicht den Geist aufgab. Einmal sah ich eine Wohnung voller Kinder, nur Kinder, die an einem verregneten Frühlingstag auf die Straße gesetzt worden waren. Nach dem Tod ihrer Mutter hatten sie beschlossen, in ihrem Haus zu bleiben, bis die Bank es räumen ließ. Seither bin ich vielen armen Menschen im ganzen Land begegnet, die um ihre Würde und ihre

Rechte kämpfen oder ganz einfach ums nackte Überleben (was schwer genug sein kann): Pflegekräfte in New Jersey, die zu den erwerbstätigen Obdachlosen zählen, Mitarbeiter von Fast-Food-Ketten in Kalifornien, die für den Mindestlohn kämpfen, und illegale Migranten in Minneapolis, die gemeinsam bezahlbare Unterkünfte suchen und sich mithilfe von Google Translate mit ihren Nachbarn verständigen.

Das sind die Vereinigten Staaten: das reichste Land der Erde, aber mit mehr Armut als jede andere Demokratie. Wenn die Armen des Landes einen eigenen Staat gründen würden, dann hätte dieser mehr Einwohner als Australien oder Venezuela. Fast jeder Neunte - und jedes achte Kind - lebt in Armut. Mehr als 38 Millionen Menschen können ihre Grundbedürfnisse nicht decken, viele sind im Niemandsland zwischen Armut und finanzieller Sicherheit gefangen.¹ Mehr als eine Million Kinder im schulpflichtigen Alter sind obdachlos und leben in Motels, Autos, Obdachlosenunterkünften und leer stehenden Häusern. Viele Verurteilte stellen nach Haftantritt fest, dass sich ihr Gesundheitszustand verbessert, weil es ihnen in Freiheit (und Armut) noch schlechter ging als im Gefängnis. Mehr als zwei Millionen Amerikaner haben zu Hause kein fließendes Wasser und keine Toilette. In West Virginia trinken Menschen aus verschmutzten Flüssen, und Familien der Navajo fahren stundenlang mit dem Auto, um ihre Wasserfässer zu füllen. Die ärmsten Gemeinden werden von lange besiegt geglaubten tropischen Krankheitserregern wie dem Hakenwurm heimgesucht; schuld sind oft ungenügende Abwassersysteme, über die Kinder mit ungeklärten Abwässern in Kontakt kommen.²

Die jährliche Wirtschaftsleistung der Vereinigten Staaten übertrifft die Chinas um 5,3 Billionen Dollar. Ihr Brutto-

inlandsprodukt ist höher als das von Japan, Deutschland, Großbritannien, Indien, Frankreich und Italien – den dritt-, viert-, fünft-, sechst-, siebent- und achtreichsten Staaten der Welt – zusammengenommen. Der Bundesstaat Kalifornien erwirtschaftet mehr als ganz Kanada, und der Bundesstaat New York mehr als Südkorea.³ Wenn dennoch so große Armut herrscht, dann liegt das also nicht daran, dass es den Vereinigten Staaten an Mitteln fehlt. Uns fehlt etwas anderes.

Bücher über Armut beschäftigen sich oft mit den Armen selbst. Das ist seit über hundert Jahren so. Im Jahr 1890 beschrieb Jacob Riis, «wie die andere Hälfte lebt», er dokumentierte die entsetzlichen Bedingungen der New Yorker Elendsviertel und fotografierte verdreckte Kinder, die auf der Straße schliefen. Ein Jahrzehnt später schilderte Jane Addams die Not der Einwanderer in Chicago – eine dreizehnjährige Russin, die sich das Leben nahm, weil sie ihre Schulden von drei Dollar nicht zurückzahlen konnte, oder die Mutter eines Neugeborenen, die so lange arbeiten musste, dass ihr die Muttermilch durch die Bluse troff. Die Berichte von James Agee und Walker Evans und die Fotos von Dorothea Lange aus der Weltwirtschaftskrise brannten eindringliche Bilder von schmutzigen und vertriebenen Kleinbauern in das kollektive Gedächtnis ein. 1962 veröffentlichte Michael Harrington sein Buch *Das andere Amerika*, um die «zig Millionen Menschen» zu zeigen, die «aus dem Blick der Öffentlichkeit verschwunden und vergessen» waren. Zwei Jahre später besuchten Präsident Lyndon B. Johnson und seine Frau die Appalachen und setzten sich auf die grob zusammengezimmerte Veranda eines arbeitslosen Sägewerksarbeiters, umringt von Kindern in abgetragenen Kleidern.⁴

Diese Bücher sind wichtige Zeugnisse, die uns helfen zu

verstehen, was Armut bedeutet. Wir brauchen sie. Trotzdem bieten sie keine Antwort auf die eigentliche Frage: Warum? Warum diese ganze Armut? Diese Frage verlangt eine andere Herangehensweise. Um die Ursachen der Armut zu verstehen, müssen wir über die Armen hinausblicken. Diejenigen von uns, die im Wohlstand leben, müssen den Blick auf sich selbst richten. Haben wir – die Abgesicherten, die Versicherten, die Behausten, die Studierten, die Behüteten, die Glückskinder – etwas mit diesem sinnlosen Leid zu tun? Das hier ist mein Versuch, diese Frage mit Blick auf dieses «wir» zu beantworten. Deshalb geht es in diesem Buch über Armut nicht nur um die Armen. Es geht vielmehr darum, wie die *andere* «andere Hälfte» lebt, und darum, wie einige Menschen klein gehalten werden, damit sich andere entfalten können.

Ausgehend von meiner jahrelangen Beschäftigung mit dem Thema sowie einer breiten sozialwissenschaftlichen Forschung zeige ich, warum es in den Vereinigten Staaten so viel Armut gibt und was wir tun können, um mit ihr aufzuräumen. Die Abschaffung der Armut verlangt natürlich eine neue Politik und erneuerte soziale Bewegungen. Doch sie verlangt auch, dass jeder von uns zum Armutsbekämpfer wird, sein Haus nicht mehr auf den Entbehrungen der Nachbarn baut und sich weigert, als unbewusster Feind der Armen zu leben.

KAPITEL 1

WIE ARMUT AUSSIEHT

Unlängst verbrachte ich einen Tag im zehnten Stock des Gerichtsgebäudes von Newark, wo der Staat über das Sorgerecht für Kinder entscheidet. Dort lernte ich einen fünfundfünfzigjährigen Vater kennen, der gerade von der Nachtschicht am Hafen kam. Er sagte mir, sein Körper fühle sich an wie Blei. Während einer Doppelschicht nehme er manchmal einen Speedball - Kokain mit Benzodiazepin und Morphin, manchmal auch Heroin -, um wach zu bleiben und die Schmerzen zu unterdrücken. Diese widerliche Mixtur beschrieb der Bericht der Behörden, der den Mann als Junkie hinstellte und nicht als das, was er wirklich war: ein erschöpfter Vertreter der erwerbstätigen Armen der Vereinigten Staaten. Die Behörden zweifelten seine Fähigkeit an, sich allein um seine drei Kinder zu kümmern, doch auch die Mutter, die psychisch krank war und Angel Dust nahm (eine unter anderem psychotisch wirkende Droge, vergleichbar mit Ketamin), war keine Option. Also ließ sich der Vater auf einen Handel ein und gab seine älteren beiden Kinder in die Obhut seiner Stiefmutter, in der Hoffnung, dass ihm die Behörden wenigstens die jüngste Tochter lassen würden. Damit kam er durch. Vor dem Gerichtssaal umarmte er seinen Pflichtverteidiger, der das Urteil als Sieg feierte. So sieht ein Erfolg im zehnten Stock

des Gerichtsgebäudes von Newark aus: Man gibt zwei Kinder weg, um ein drittes allein und in Armut großziehen zu dürfen.

Menschen werden als «arm» definiert, wenn sie ihre Grundbedürfnisse wie Nahrung und Unterkunft nicht befriedigen können. Die Erfinderin der Armutsgrenze war eine gewisse Mollie Orshansky, eine Bürokratin der Sozialversicherungsbehörde der Vereinigten Staaten. Orshansky meinte, wenn man Armut über ein Einkommen definiere, das nicht zur Befriedigung der Grundbedürfnisse ausreicht, dann könne man sie mithilfe zweier Größen ermitteln: dem Preis von Lebensmitteln und dem Anteil des Familieneinkommens, der für ihre Beschaffung aufgewendet wird. Laut Orshansky gaben amerikanische Familien im Durchschnitt rund ein Drittel des Haushaltseinkommens für Lebensmittel aus. Wenn eine vierköpfige Familie im Jahr 1965 rund 85 Dollar pro Monat für Lebensmittel aufwendete, dann war eine Familie mit einem Monatseinkommen von weniger als 250 Dollar (oder 2250 Dollar im Jahr 2022) arm, weil sie mehr als ein Drittel ihres Einkommens für Lebensmittel ausgeben musste, auf Kosten anderer Bedürfnisse. Im Januar 1965 schrieb Orshansky in einem Artikel: «Damit leben rund 50 Millionen Amerikaner - 22 Millionen davon Kinder - im trostlosen Kreis der Armut oder an dessen Rändern.» Diese Zahl war ein Schock für das wohlhabende Amerika.¹

Die Armutsgrenze basiert bis heute auf Orshanskys Berechnungen und wird Jahr für Jahr um die Inflation korrigiert. Im Jahr 2022 lag sie bei einem Monatseinkommen von 1132 Dollar für Alleinstehende und von 2312 Dollar für eine vierköpfige Familie.

Wie gesagt verrät uns das Leben der Armen noch nichts darüber, warum es in den Vereinigten Staaten so viel Armut

gibt. Trotzdem müssen wir an diesem Punkt beginnen, um die Natur des Problems zu verstehen und zu wissen, was auf dem Spiel steht, denn Armut ist nicht nur eine Frage des fehlenden Einkommens. Um es mit der Dichterin Layli Long Soldier zu sagen: Das ist nur «das Öl auf der Oberfläche».²



Ich lernte Crystal Mayberry kennen, als ich in Milwaukee lebte und für mein letztes Buch über Zwangsversteigerungen recherchierte. Crystal kam 1990 als Frühgeburt zur Welt, nachdem ihre schwangere Mutter ausgeraubt und dabei elfmal in den Rücken gestochen worden war. Der Überfall ließ die Wehen einsetzen. Mutter und Tochter überlebten. Es war nicht das erste Mal, dass Crystals Mutter mit einem Messer angegriffen worden war. Solange Crystal zurückdenken kann, verprügelte ihr Vater ihre Mutter. Er rauchte Crack, genau wie ihre Mutter und deren Mutter.³

Crystals Mutter schaffte es irgendwie, ihren Vater zu verlassen, und kurz darauf wurde der Mann zu einer langen Haftstrafe verurteilt. Crystal und ihre Mutter zogen zu einem anderen Mann und dessen Eltern. Der Vater des Mannes begann, Crystal sexuell zu belästigen. Crystal erzählte ihrer Mutter davon, doch die glaubte ihr nicht. Als Crystal in den Kindergarten kam, schritt das Jugendamt ein, und im Alter von fünf Jahren kam das Mädchen in eine Pflegefamilie.

Crystal wechselte zwischen Dutzenden Heimen und Pflegeeltern. Fünf Jahre lang lebte sie bei einer Tante, bis diese sie zurückgab. Danach blieb Crystal nie mehr als acht Monate lang an einem Ort. Als Jugendliche prügelte sie sich mit anderen Mädchen in den Heimen. Sie wurde wegen Körper-

verletzung verurteilt und zog sich eine Narbe auf der rechten Wange zu. Menschen und ihre Häuser, Haustiere, Möbel, Geschirr – das alles kam und ging. Essen bot Sicherheit, und hier suchte sie Zuflucht. Sie nahm zu, und aufgrund ihres Gewichts entwickelte sie eine Schlafapnoe.

Mit sechzehn brach sie die Schule ab. Mit siebzehn diagnostizierte ein klinischer Psychologe unter anderem eine bipolare Störung, posttraumatische Belastungsstörungen, Bindungsstörungen und Lernschwäche. Mit ihrem achtzehnten Geburtstag wurde sie aus der Obhut des Jugendamts entlassen. Bis dahin hatte Crystal in mehr als fünfundzwanzig Familien und Einrichtungen gelebt. Aufgrund ihrer Lernschwäche hatte sie Anspruch auf Sozialhilfe – 754 Dollar pro Monat.

Zwei Jahre lang hatte Crystal keinen Anspruch auf eine Sozialwohnung, da sie wegen einer Schlägerei in einem Heim vorbestraft war. Aber auch ohne diese Sperre hätte sie ganz am Ende einer langen Warteliste gestanden und sechs Jahre lang warten müssen. Also fand sie ihre erste Unterkunft auf dem privaten Markt: eine heruntergekommene Zwei-Zimmer-Wohnung. Das Mietshaus befand sich in einem überwiegend schwarzen Viertel, das zu den ärmsten der Stadt zählt, denn als Schwarze hatte Crystal in den überwiegend von Latinos und Weißen bewohnten Stadtteilen nichts bekommen. Die Miete verschlang drei Viertel ihres Einkommens, und es dauerte nicht lange, bis sie in Verzug war. Wenige Monate nach dem Einzug erlebte sie ihre erste Zwangsäumung, und da diese in ihr Vorstrafenregister einging, verlor sie ihren Anspruch auf Wohngeld. Nach der Räumung wohnte Crystal im Obdachlosenheim und lernte dort eine Frau kennen, mit der sie in eine Wohnung zog. Als sie jedoch den Freund der

Freundin aus dem Fenster warf, setzte der Vermieter sie vor die Tür.

Crystal schlief in Obdachlosenheimen, bei Freunden und bei Mitgliedern ihrer Kirchengemeinde. Sie lernte, auf der Straße zu leben, sie zog nachts durch die Stadt und schlief tagsüber in Bussen oder Wartezimmern von Krankenhäusern. Sie überlebte mithilfe von Fremden. Einmal lernte sie an der Bushaltestelle eine Frau kennen, die sie einen Monat lang bei sich wohnen ließ. Die Leute fanden Crystal sympathisch. Sie war gesellig und witzig und hatte die drollige Angewohnheit, in die Hände zu klatschen und über sich selbst zu lachen. Sie sang auf der Straße, meistens Gospel.

Crystal glaubte immer, sie habe ihre Sozialhilfe sicher. Das Sozialamt konnte einen schließlich nicht entlassen. «Die Stütze kommt immer», sagte sie. Bis sie eines Tages ausblieb. Crystal hatte ihre Bewilligung noch als Jugendliche erhalten, doch bei einer Revision wurde diese Zahlung gestrichen. Ihr einziges Einkommen waren jetzt Essensmarken. Sie versuchte, Blut zu spenden, doch ihre Venen waren zu eng. Sie verbrannte die wenigen Beziehungen, die ihr aus der Kirche und den Pflegefamilien geblieben waren. Als die Sozialhilfe weiter ausblieb, landete sie auf der Straße und in der Prostitution. Crystal war nie eine Frühaufsteherin gewesen, doch nun lernte sie, dass morgens die beste Zeit war, um anzuschaffen und Männer auf dem Weg zur Arbeit abzapfen.



Für Crystal und andere Menschen in ähnlichen Situationen heißt Armut natürlich, dass sie kein Geld haben. Vor allem aber ist sie ein erdrückender Berg von Problemen.